

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 53 (1966)
Heft: 2: Aktion Burundi

Artikel: Vom Herzen Europas zum Herzen Afrikas
Autor: Kunz, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sondernummer: Aktion Burundi

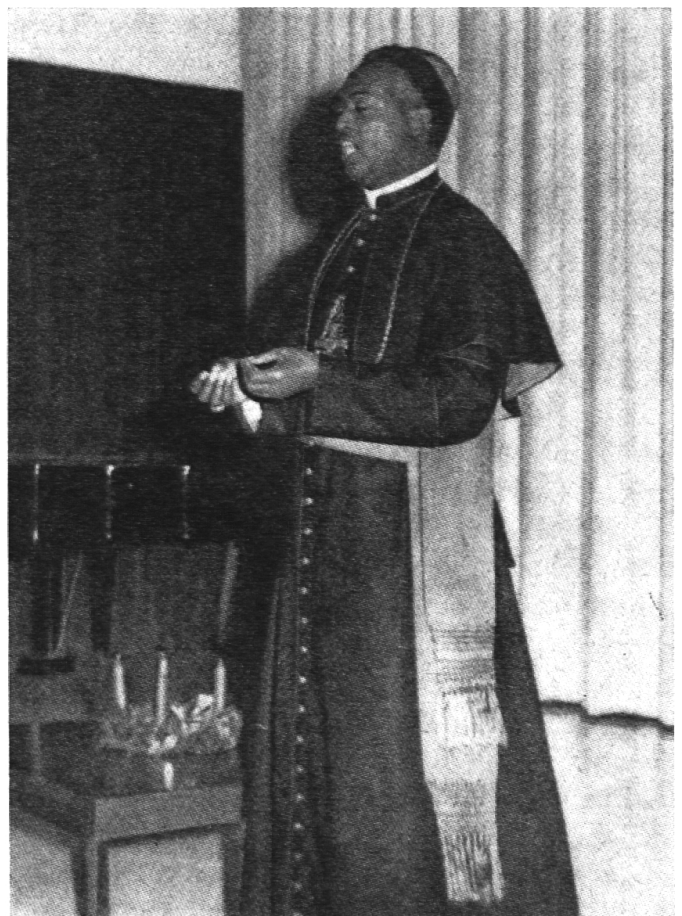
Vom Herzen Europas zum Herzen Afrikas

Dr. Leo Kunz, Seminardirektor, Zug

I. Wie es dazu kam

Es war im Advent des Jahres 1964. Die Studenten des Lehrerseminars St. Michael sangen in der Aula zum Scheine der Kerzen: «Herr, send herab uns Deinen Sohn, die Völker harren lange schon.» Da stand ganz unerwartet ein Besuch aus dem fernen Afrika mitten unter uns: großgewachsen, würdevoll und doch von brüderlich einfacher Menschlichkeit strahlend. Der schwarze Bischof aus dem Herzen Afrikas, Michael N'Tuyahaga, ein Sproß aus dem Herrschergeschlecht der Batutsi, jetzt Bischof von Bujumbura in Burundi. In weichem Französisch sprach er von seiner Heimat. Während seine Augen über uns hinweg blickten, spiegelte sein dunkles Gesicht das Leuchten einer sonnenverklärten Gegend, fern im Herzen Afrikas. Dann wieder schaute er um sich und auf die Schar der künftigen Schweizer Lehrer, und seine Stimme wurde eigentümlich wehmütig bittend.

«Könnt ihr ermessen», sagte er, «wie glücklich ihr seid, in einer solchen Schule studieren und in wohlgeordneten Schulverhältnissen eure Tätigkeit beginnen zu dürfen? Auch die Jugend meines Bistums, Bujumbura, wartet auf Lehrer. Aber von den 18000 Kindern können erst 3300 die Primarschule besuchen. Von den 821 Lehrern haben jedoch nur etwa 50 ein Diplom. Die andern geben weiter, was sie in der Schule selbst gelernt haben, denn unser Bistum besitzt noch kein eigenes Lehrerseminar. Bis vor kurzer Zeit hatte die Kirche fast ganz allein für die Bildung der Jugend von Bujumbura zu sorgen. Seit der Erlangung der Unabhängigkeit vor drei Jahren verlangt das Land aber ungestüm nach einem ausgebauten



Schulsystem. Wenn wir einen Seminarbau errichten und die Professoren stellen können, ist der Staat bereit, die laufenden Kosten zu übernehmen. Alles hängt von unserem raschen Einsatz ab. Gelingt es uns, in einem Jahr 500000 Franken zusammenzubringen, so ist nach menschlichem Ermessen die katholische Lehrerbildung und die christliche Schule von Bujumbura für die nächste Zeit gesichert. Sonst wissen wir nicht, an wen die Regierung sich wenden wird und ob unsere Kinder nicht gar einer athe-

istischen oder kommunistischen Schulbildung ausgeliefert werden. Wäre es nicht eine wunderbare Aufgabe für die Jugend im Herzen Europas, etwas zu tun für die Jugend im Herzen Afrikas!» Dieser Adventruf hat bei unsern Seminaristen gezündet. Jugend sagt immer wieder: «Laßt die Worte, setzen wir Taten!» Hier lag die Möglichkeit einer großen Tat vor uns. Mit einem entschiedenen Einsatz können wir jetzt und heute einem Bistum im Herzen Afrikas für Jahrhunderte die christliche Schule sichern. Verlieren wir keine Zeit!

Schon am nächsten Tage kam ein externer Seminarist mit einem fertigen Projekt. Mit den Schulkindern seines Dorfes plante er ein Adventskonzert. Zwei Wochen später brachte er den Erlös, 1200 Franken. Was eine Schule fertigbrachte, das können auch 500 andere, und dann ist das Geld für das Lehrerseminar in Bujumbura beisammen. Welch faszinierende Idee! Doch wie gewinnen wir die 500 Schulen zur Mitarbeit? Durch den Katholischen Lehrerbund der Schweiz. In den Vorständen beider Vereine, der katholischen Lehrerinnen und Lehrer, wurde die

Sache gründlich überlegt und für realisierbar gehalten. An der Delegiertenversammlung in Sarnen stimmten die Vertreter aller Sektionen dem Plane zu. Doch sollte die Aktion Burundi nicht eine bloße Geldsammlung bleiben. Wir wollen unsere Jugend mit einem Land im Herzen Afrikas bekannt und mit seinen Problemen vertraut machen. Ihre Herzen sollen weit und offen werden für die großen Aufgaben unserer Zeit. Über Meere und Wüsten hinweg wollen wir einander kennen- und liebenlernen. Dabei kam uns eine besondere Fügung zu Hilfe. Im Sommer 1965 durfte ich als Präsident des Katholischen Lehrerbundes der Schweiz und als Vertreter des Weltbundes katholischer Lehrer an der großen Panafrikanischen Konferenz für katholische Schulfragen in Leopoldville teilnehmen. Da war nur noch ein Sprung bis nach Burundi. So lernte ich dieses Land aus eigener Erfahrung kennen und lieben. Seine Landschaft, seine Bevölkerung, seine Musik und Kunst, sein Glauben und Denken und seine große Erwartung eurer brüderlichen Hilfe zu einer Zukunft voller ungeahnter Möglichkeiten.



II. Ein Wort des schwarzen Bischofs

«Liebe katholische Schweizer Lehrer und Ihr, liebe Schüler aus der Schweiz! Euch grüße ich herzlich im Namen der Jugend von Burundi. Monsignore Kunz hat unsern Kindern erzählt von der Schweiz, ihren Lehrern und Schülern und uns versprochen, daß Ihr Euch einsetzen werdet für die christliche Lehrerbildung und die christliche Schule unseres Landes. Ich bin überglücklich Euch zu sagen, wie sehr wir uns freuen, daß die Jugend der Schweiz sich der Jugend des Bruderlandes im Herzen Afrikas annimmt. Nehmt mit meinem Dank den Dank und Segen des Herrn!»

Bujumbura am Vortag von Mariä Himmelfahrt 1965

+ Michel Ntuyahaga

III. Ein Brudervolk im Herzen Afrikas

Das Land

Wenn ich am Fenster des Bischofshauses von Bujumbura lehne und über die Hügel von Burundi hinschaue, fühle ich mich etwa wie in Locarno. Die süße Müdigkeit eines honigfarbenen Himmels liegt über weichen abgerundeten Kuppen und überzieht wie mit der goldenen Farbe eines alten Firnisses die zarten Farben der violettbraunen Buschfelder, der ockergelben Grashänge und der dunkelgrünen Palmen-, Bananen- und Mangohaine.

Burundi ist ein Bergland im Herzen Afrikas, ähnlich wie die Schweiz im Herzen Europas. Es liegt an der Wasserscheide zwischen den großen Strömen Kongo und Nil, zwischen dem Tanganjika- und Viktoriasee. Seine Höhenkurven bewegen sich um 700 bis 2500 m über Meer, also zwischen Aegerisee und Pilatushöhe. Aber bis auf die höchsten Kuppen baut man noch Korn und Gemüse, wachsen neben Nadelbäumen noch Bambusstauden und reifen Bananen, denn das Land liegt nur wenig südlich des Äquators, zwischen dem zweiten und vierten Breitengrad.

Die Leute

Eine Autofahrt über die rotbraunen, staubigen Bergstraßen erfüllt einen mit einer eigentümlichen Melancholie. Stundenlang begegnet man keinem andern Fahrzeug, aber überall kommen Menschen uns entgegen wie aus einer versunkenen Welt: Männer, Frauen und Kinder wandern langsamen Schrittes kilometerweit diese Straßen entlang und tragen feierlich aufrechtgehend schwere Lasten auf ihren Köpfen. Andere ruhen singend am Wege und grüßen mit fast liturgischer Gebärde. Ihre ursprüngliche Kleidung besteht aus einem großen farbigen Tuch, das sie maleisch um ihre Schultern schlingen. Kein Rad eines einheimischen Fahrzeuges rollt über die Straßen. Von den Füßen ausgetretene Weglein schlängeln sich zu den Hütten, welche stolz auf den Buckeln der Hügel in eine herrlich üppige Vegetation hineingesetzt sind. Jede Familie bewohnt ihren Urugo (Kral), dessen Besitzkreis vom nächsten Urugo klar getrennt ist. Wie unsere alten Bergbauern kann der Muhutu, so nennt sich die Bauernrasse von Rwanda-Burundi, nur auf seinem «Heimet» leben. Umsonst haben die Belgier versucht, die Einheimischen in Dörfer

zusammenzufassen. Die Bahutu (Mehrzahl) sind zu sehr mit ihrer Erde verbunden.

Das Familienleben

Jede Familie besteht aus zehn bis zwanzig Personen; Eltern und Kinder, Onkel und Tanten, Knechte und Mägde gehören dazu. Der Vater genießt hohen Respekt. Die Kinder sind gewohnt zu schweigen, wenn die Erwachsenen reden. Ein Gast wird mit tiefer Verneigung begrüßt, während man mit beiden Händen seine beiden Hände faßt. Mit bloß einer Hand zu grüßen wäre ein Gruß mit halbem Herzen. Er muß auf einem erhöhten Sitz Platz nehmen, während der Gastgeber am Boden sitzen bleibt. Das Bananenbier wird in Schalen dargeboten und mit einem Röhrchen getrunken, das man in einem schön verzierten Hohlstab mit sich trägt. Erst wenn der Gast die Erlaubnis gibt, trinkt auch der Gastgeber, und dann beginnt in der dunklen Hütte das lange Gespräch der Gastfreundschaft.

Jeder Muhutu baut sein Haus selber. Zuerst wird auf festgestampfte Erde mit Holzstäben ein Gerüst errichtet. Die Zwischenräume verklebt man mit nassem Lehm, der an der heißen Sonne trocken und hart wird, und bedeckt das Ganze mit Stroh oder Bananenblättern. Bei den ältesten Hütten kann man Wand und Dach nicht unterscheiden. Sie sehen aus wie Bienenkörbe. Daneben gibt es runde und rechteckige Hütten. Alle sind ohne Fenster und ohne Rauchabzug. Das Leben spielt sich bei schönem Wetter im Freien ab. Dort wird der Manjok (eine Art großer, kartoffelähnlicher Wurzel) in Mörsern zerstoßen, gesiebt, geknetet und gebacken. Dort knüpft die Frau Kleider aus Pflanzenfasern und schnitzt der Mann einen neuen Bogen. Nur am Abend sitzt man in der Hütte eng gedrängt um ein kleines Feuer und hört im rauchgeschwärzten Raum Geschichten aus alter Vorzeit. Ursprünglich versorgte die Familie vollkommen sich selbst. Heute tragen sie auch Früchte und Gemüse zum Markt oder Baumwolle zur Sammelstelle, kaufen sich Kleider und bauen Häuser aus gebrannten Ziegeln mit Blechdächern.

Demokratische Genossenschaft

Mehrere Urugos desselben Hügels bilden den Ingo, eine demokratische Gemeinschaft, ähnlich unsern alten Alpgenossenschaften. Sie treiben das



Stroh für den Hausbau.

Vieh gemeinsam zur Weide. Jeden Tag übernimmt eine andere Familie das Hüten der großhornigen Batutsi-Rinder, die abends von den Familien am Sammelplatz wieder abgeholt werden, wenn der Gesang der heimkehrenden Hirten ertönt. Sie helfen einander auch beim Bestellen der Felder. Immer wieder sieht man zwölf bis fünfzehn Frauen auf dem Acker der einen Familie im Rhythmus eines Arbeitsliedes die Hacke schwingen (der Pflug ist noch unbekannt). Am nächsten Tage machen sie sich gemeinsam an das Feld der Nachbarfamilie, und abends freuen sie sich doppelt am gemeinsamen Trunk. Die führenden Männer eines Hügels kommen auf einer Art <Landsgemeinde>-Platz zusammen und diskutieren stundenlang mit großem Ernst und vielsagenden Gesten die Probleme ihres Ingo. Der Umushiagantahe (sprich h wie gehauchtes ch) ist eine Art Friedensrichter. Wenn eine Lösung gefunden ist, steckt er seinen Stab in die Erde zum Zeichen, daß die Entscheidung von jetzt an gilt. (Umushiagantahe heißt <der den Urteilsstab einsteckt>.) Hat einer gefehlt, so muß

er immer auf doppelte Weise seinen Fehler wieder gutmachen. Wer zum Beispiel eine Kuh gestohlen hat, muß sie nicht nur zurückgeben oder für ihren Wert arbeiten, sondern auch der Gemeinschaft, deren Vertrauensverhältnis er gestört hat, Genugtuung leisten. Das geschieht zum Beispiel, indem er einige Krüge Bier stiftet, die dann gemeinsam getrunken werden. Damit ist er wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Darum wird ein Mann von Burundi kaum jemals verstehen, wie man eine Tat mit Gefängnis wieder gutmachen kann. Der Umushiagantahe wird unter den Männern gewählt auf Grund seiner Gewichtigkeit. Um Gewicht zu haben, muß ein Mann tapfer sein, gerecht und weise. Er muß wohl überlegen, was er sagt und es bestimmt und überzeugend vortragen können. Schon die Buben müssen früh lernen, vor Erwachsenen nur etwas wohl Überlegtes zu sagen. Mehrere Hügel haben einen Unterchef, eine ganze Region einen Chef, und der Bezirk wird vom Prinzen regiert. Die Baganwas oder Prinzen gehören zur königlichen Familie.

Das Königtum

Seit Menschengedenken ist Burundi ein Königreich. Der Mwami war aber nie ein Willkürherrscher. Immer umgab ihn ein Kronrat, den er sich aus den tapfersten, gerechtesten und weisesten Männern seines Landes aussuchte, die ihrerseits wieder nach dem Tode eines Mwami den tapfersten, gerechtesten und weisesten unter den Prinzen zum Könige ernannten. Trotzdem glaubt man, daß in jedem König einer seiner Ahnen wieder zur Macht kommt. Der jetzige König heißt Mambutsa iv. Sein Nachfolger wird N'tare, dessen Nachfolger Muesi heißen, dann kommt Mutaga, und die Viererreihe beginnt mit Mamutsa v. von vorne. Darin zeigt sich eine ganz eigentümliche Geschichtseinstellung der Barundi (Leute von Burundi, Mehrzahl). Die Geschichte verläuft für sie nicht im Sinne einer geradlinigen Entwicklung, sondern kehrt wie der Ablauf der Gestirne in Kreisen immer wieder in sich selbst zurück.

Die Kultur

Diese Haltung durchdringt das ganze Leben der ursprünglichen Bevölkerung. Durch Jahrhunderte hat sie niemals einen Fortschritt gesucht. Vor der Ankunft der Europäer gab es in Burundi keinen Wagen und kein Rad (auch heute noch sieht man keinen Schubkarren), alles ging zu Fuß und trug die Lasten auf dem Haupt. Darum gab es auch keine Zugtiere und keinen Pflug. Der Tag beginnt mit der Morgendämmerung und endet mit Sonnenuntergang. Lampen sind unbekannt. Das offene Feuer allein erhellt den abendlichen Raum. Der Mensch lebt ein unendlich gelassenes Leben im Rhythmus von Tag und Nacht, von Regenzeit und Trockenheit und nimmt von der Natur in immer gleicher Weise, was sie ihm von jeher schenkte. Das höchste Gut ist dem Burundi Amahoro, der Friede, den er dem Gast oder Freund bei jedem Abschied wünscht und den niemand besitzt, der nicht ohne alle Hast in demütigem Einklang mit der Natur lebt.

Das kirchliche Leben

Fast jeder Missionar leidet an Heimweh, nach dem Leben im Busch. Seine Pfarrei umfaßt vielleicht 4000 bis 5000 km² mit 10000 bis 15000 Seelen, davon 3000 bis 4000 Taufbewerber. Im Zentrum liegen das Haus der vier bis fünf Patres, die Kirche, Schule, das Spital, Gärten und Ställe.

Eine ganze Schar schwarzer Arbeiter helfen den Lebensunterhalt der Patres und Schwestern sicherstellen. Eine solche Mutterpfarrei bildet ein Kulturzentrum, wie die Klöster in unsern Wäldern vor tausend Jahren. Von da aus fahren die einzelnen Patres, oder wanderten früher, jede Woche in eine Außenstation. Dort haben sie mit Hilfe der Eingeborenen provisorisch Hütten als Kirche, Schule und Katechumenat gebaut. Sie bestehen vielfach nur aus Holzstäben und Stroh. Einige schwarze Katecheten und Lehrer halten während der übrigen Zeit Gottesdienst und Unterricht. Aber wenn der Pater für eine Woche kommt, strömen die Christen von allen Seiten zusammen. Sie umdrängen ihren Freund und Vater, an dem sie mit Verehrung und Liebe hängen. Ist dieses Leben auch hart, so sehnt sich doch jeder echte Missionar nach den Nächten unter den leise rauschenden Palmen oder den unheimlich knackenden Bambusbüschen, dem Zikadengesang, der die warme Luft erfüllt, dem Ululu-Ruf des afrikanischen Kuckucks und nach den rätselvollen Herzen seiner Schwarzen, die er nie ergründet, die aber auch niemals unbewegt sind und keinen unbewegt lassen. (Dazu Farbdiaserie I vom Leben auf dem Land von Burundi und den Missionaren im Busch.)

IV. Neue Begegnung mit dem Heidentum

Von der Urkultur zur Europäisierung

Vor etwa siebenzig Jahren noch hielt man die Bewohner von Burundi für unendlich primitive, arme Heiden. Man sah nichts als ihren technischen Rückstand, ihren Geisterglauben und das dunkle Reich der Zauberei. Wie konnten Menschen von einiger Begabung bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts auf einem Entwicklungsstande verbleiben, den andere Völker schon 4000 Jahre vor Christus überschritten hatten. Die Barundi kannten weder das Rad noch die Schrift. Die ganze Baukunst beschränkte sich auf drei, vier primitive Hüttenformen, in Malerei und Plastik fand man nirgends die Darstellung einer Pflanze, eines Tieres oder eines Menschen. Nur einfache geometrische Ornamente schmückten Geräte und Waffen. Das Schlimmste aber schien das Fehlen jeder sichtbaren Gottesverehrung, der Tempel und Riten, der Priester und Opfer. Dafür die unheimlichen Tänze zur Beschwörung der Geister, das schreckliche Gesetz der Blut-

rache an irgendeinem Glied der Familie, die sich durch einen Mord vergangen hatte, die Angst vor dem magischen Einfluß der böswilligen Toten, der Zauberer und Hexen, die Furcht, ahnungslos dem Fluche einer verbotenen Tat zu verfallen, die Suche der Seher nach dem Urheber irgendeines Unglücks (wie Wahnsinn, Krankheit oder Tod), der das alles durch Verwünschung bewirkt haben mußte. Dies und vieles andere bewog den weißen Mann, sich unendlich erhaben zu fühlen über diese armen Primitiven, so daß er sie wie Kinder behandelte, die man von Grund auf alles lehren mußte, wenn er sie überhaupt als Menschen ernst nahm. Aber auch viele Schwarze schauten in scheuer Verehrung und heimlicher Angst zu den mächtigen Weißen auf, schämten sich ihrer alten Sitten und hatten nichts Eiligeres zu tun, als mit dem christlichen Glauben die europäischen Kleider anzuziehen und westliche Sitten nachzuahmen. Dennoch blieben die Seelen der schwarzen und weißen Menschen einander fremd. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man ernsthaft versucht, die Besonderheit der afrikanischen Seele zu entdecken und zu würdigen.

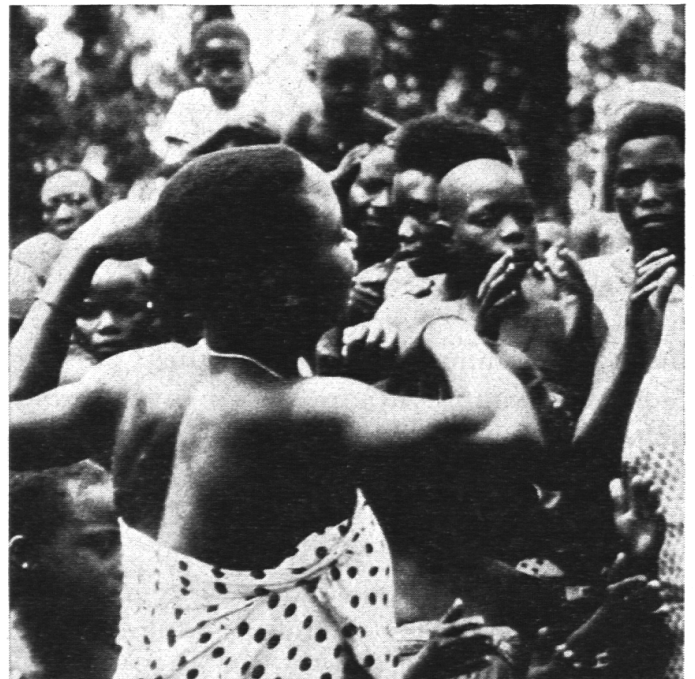
Das seelisch-geistige Leben

Versuchen wir einigen dieser Gedankengänge zu folgen, wie sie etwa in dem Buche von Placide Tempels, *La philosophie bantoue*, oder D. Notomb, *Un humanisme Africain*, niedergelegt sind. Man kann sich nämlich allen Ernstes fragen, ob diese Völker Zentralafrikas keine Schrift, keine darstellende Kunst und keine Tempel besitzen, weil sie dazu nicht fähig sind, oder weil sie aus ganz andern Gründen überhaupt kein Bedürfnis darnach empfanden. Heute würde man etwa sagen, daß diese Völker alles Geistige nur in seiner strömenden Lebendigkeit erfassen und sich darum dagegen sträuben, es in irgendeiner Weise zu verfestigen und damit zu zerstören. Die Sprache zum Beispiel muß gesprochen werden. Wer sie in Buchstaben bannt, der tötet sie. Tatsächlich ist Kirundi eine wunderbar reiche Sprache. Sie birgt eine Fülle von Poesie, von Liedern, Erzählungen, Sprichwörtern und Fabeln. Dieses lebendige Gut der Tradition darf aber niemals irgendwo liegenbleiben. Es muß ständig kreisen von Mund zu Mund, tausendmal wiederholt und von neuem durchlebt werden. Man muß es ausmalen und verlebendigen durch die Betonung und den Rhythmus, durch den

Ausdruck jeder Faser des Gesichtes, durch Haltung und Geste. Im Erzählen, Rezitieren, im Chorsprechen und Singen wird die innere Gemeinschaft der Menschen erlebt. Gemeinschaft nicht nur zwischen den Anwesenden, sondern auch mit den Ahnen aus der grauen Vorzeit, von wo dieser Reichtum auftaucht, und zwischen den Kindern und Kindeskindern, welche all das neu erleben und von Geschlecht zu Geschlecht weitergeben.

Der Tanz als Ausdruck inneren Erlebens

Ebenso geht es mit dem Tanz. Er ist die Sprache der innersten Erregung. Man tanzt, um Leben auszudrücken und zu empfinden. Im Tanz er-



Bahutu-Mädchen beim Tanz.

fährt man das ganze Sein, sich selbst. Er ist Freude und Macht, Mut und Triumph, Kampf und Jagdglück. Im Tanz erlebt man die Gemeinschaft, gegenseitige Treue in Kampf und Not, Bewunderung und Hingabe für den König, Liebe und Fruchtbarkeit. Im Tanz wird man eins mit dem Sprießen der ersten Saat und erlebt den Jubel der Ernte, das Wachsen des Mondes und das Lodern des Feuers. Im Tanz wird man in ein anderes Wesen verwandelt, wird man Mutter und Mann, verzückt und zum Seher, eins mit den Ahnen und Geistern. Darum kann man wohl Gesichter bemalen, Masken und groteske Kostüme tragen, die im Tanze den lebendigen Ausdruck steigern, aber etwas Lebendiges in

Holz und Stein verfestigen, das wäre doch eine arme Sache! Der schwarze Mensch erlebt das ganze Sein als eine flutende Kraft, die sich ständig ändert, zunimmt und sich vermindert. Sie ist aber nicht eingeschlossen in den einzelnen Menschen. Nein, sie strömt ständig durch alle lebenden Wesen hindurch. Ein jedes wirkt auf das andere. Wo immer eine Masche in dem feinen Spinnennetz der Schöpfung sich bewegt, erzittert das ganze Gewebe.

Jeder Mensch ist in diesem Spannungsnetz unausweichlich eingeschlossen. Einer ist für den andern Spender von Lebenskraft oder er entzieht ihm Lebensstrom. Niemals habe ich so buchstäblich erlebt, was es heißt, «Ihr seid ein Leib und ein Geist», wie in einem Knäuel von Hunderten schwarzer Kinder, die dich als völlig kompakter Leib umdrängen, Kopf an Kopf, Körper an Körper. Bei jedem Wort und jedem Mienenspiel geht es durch alle hindurch wie ein einziges Aufleuchten und Zusammendunkeln, ein einziges Lachen oder Ausrufen. Oder wenn sie zum Beispiel tanzen, machen nicht einzelne den andern etwas vor, alle schließen sich in einen engen Kreis zusammen und beginnen erst langsam rhythmisch zu klatschen und zu singen. Hat die Erregung sich dann genügend gesteigert, so löst sich eines der Mädchen aus der Masse und beginnt sich in diesem Rhythmus zu bewegen. Ein Zweites nimmt die Bewegung auf und steigert sie wie in einem pantomimischen Zwiegespräch bis zu einem Höhepunkt. Dann flaut der Strom der Bewegung wieder ab, die Tänzer verschwinden in den Reihen, und das Klatschen verebbt allmählich.

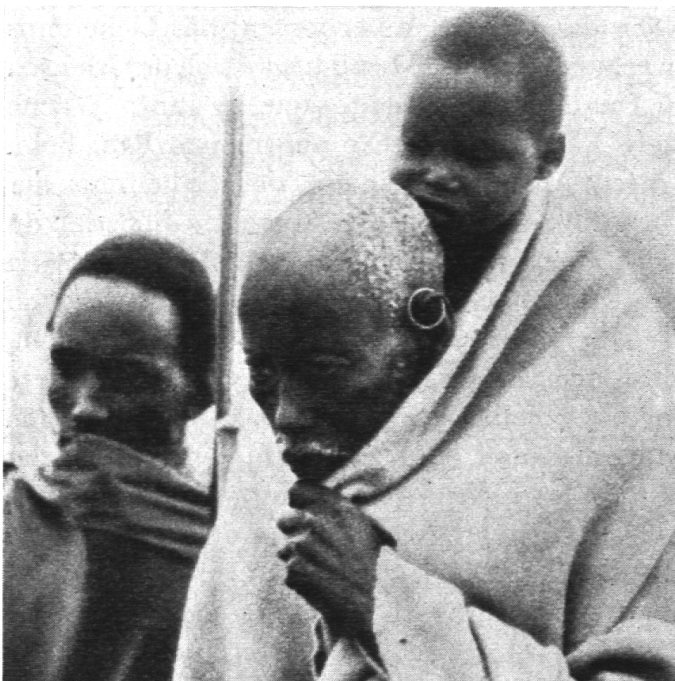
Mythische Erzählungen vom Lebensspender

Diese Lebensverbindung geht aber nicht nur hinüber und herüber, von Mensch zu Mensch, in der Familie, im Klan oder im Stamm, sondern vor allem vorwärts und rückwärts in der Reihe der Lebensspender, zurück bis zum Stammvater. Jeder, der Leben weiter gibt, lebt in seiner Nachkommenschaft und wirkt auf sie, selbst vom Schattenreich der Ahnen her. Jeder Nachkomme muß seinen Lebensspender ehren. Je weiter zurück er in der Ahnenreihe liegt, desto mächtiger wirkt er und ist um so verehrenswerter. Der Urlebensspender aber ist Imana, der eine Gott, Vater aller Menschen. Mit ihm weiß sich

der schwarze Mensch ständig verbunden, wie Paulus sagt: «In Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.» Darum gibt es für ihn weder eine bestimmte Zeit noch einen besondern Ort der Gottesverehrung. Eigentlich muß der Mensch immer im Bewußtsein seiner Gottverbundenheit leben. Daß er es nicht immer in voller Wachheit tut, ist der Grund seiner Sterblichkeit. Wunderbar schildert das die folgende Geschichte von der Ursache des Todes: «Imana (Gott) sagte eines Tages zum Menschen: <Ich habe mich entschlossen, dir eine große Gunst zu erweisen. Komme diese Nacht zu mir, und ich will dir das Geheimnis der Unsterblichkeit verraten. Wenn du es erfassest, wirst du ewig jung bleiben.> Der Mensch war übergücklich, aber auch die Schlange hörte das und entschloß sich, in der Nähe des Menschen verborgen, das Geheimnis zu erlauschen. Am Abend begab sich der Mensch zu Imana. Aber Imana sagte zu ihm: <Wache diese Nacht und horche auf meinen Ruf. Beim dritten Anruf will ich dir das Geheimnis der Unsterblichkeit verraten. Aber hüte dich, daß du nicht einen Augenblick zu schlafen beginnst!> Um Mitternacht rief Imana: <Oh, du Mensch.> Und der Mensch antwortete: <Ewig lebst Du, Herr der Seligkeit!> – <Es ist gut>, antwortete Imana, <bleibe wachsam.> Das geschah gegen Morgengrauen zum zweitenmal. Als aber der erste Hahnenschrei anhub, raubte der Schlaf dem Menschen das Bewußtsein, und er versank ins Unbewußte. Da rief Imana: <Oh, du Mensch>, aber keine Antwort kam. Da antwortete die Schlange: <Ewig lebst Du, Herr der Seligkeit.> Als nun die Sonne aufging, erwachte der Mensch und begriff, daß er den dritten Ruf überhört hatte. Da wurde er sehr traurig, aber Imana sprach: <Du hast mir nicht geantwortet, o Mensch. Die Schlange hat es an deiner Stelle getan und besitzt nun das Geheimnis der Unsterblichkeit.> Seitdem haßt der Mensch die Schlange und tötet sie, wo er sie trifft.»

Ähnlich wie Imana, nur in geringerem Maße, ist auch der Mensch Lebensspender. Die Urväter stehen Gott ganz nahe und werden daher als fast göttliche Wesen verehrt. Auch der König vermittelt durch seine Lebenskraft dem Lande Bestand, dem Volke Gesundheit, den Frauen und Feldern Fruchtbarkeit. Gott selbst steht in besonderer Beziehung mit dem Geheimnis der Mütterlichkeit, der Fruchtbarkeit. Eine andere Erzäh-

lung vom Verluste der Gottesnähe lautet so: «Am Anfang lebte Gott sichtbar mit den Menschen. Er hörte sie, sprach mit ihnen, am liebsten aber wiegte er die Neugeborenen (die Wiegenlieder von Burundi sind heute noch etwas vom Schönsten, was es gibt). Die Alten kannten Imana alle. Er sah aus wie ein ehrwürdiger Greis. Einmal aber kam ein Mensch auf die Welt, dessen Vater Imana nie gesehen hatte. Als die Mutter einmal fern war, begann das kleine Kind zu weinen. Imana kam, setzte sich an seine Seite, streichelte es, nahm es in seine Arme und wiegte es. Da kam der Vater von der Jagd heim. Er trug seinen Bogen in der Hand. Als er den fremden Greis mit seinem Kinde im Arme sah, rief er



Alter Massai mit Enkelkind.

voller Zorn: «Wer bist du, daß du mein Kind an dich zu nehmen wagst? Willst du es mir wegnehmen oder gar verwünschen?» Mit diesen Worten spannte er seinen Bogen und schoß auf den Fremden. Doch der Pfeil wich dem Ziele aus. Imana stand ruhig auf, legte das Kind in die Wiege zurück und sprach: «So stehen wir also! Ich schenke euch die Kinder und hege sie, und ihr behandelt mich wie einen fremden Zauberer. Ihr seid nicht würdig, mit mir zu leben.» Seither wandelt Imana nicht mehr sichtbar unter den Menschen. Er plaudert nicht mehr mit ihnen und wiegt ihre Kinder nicht mehr. Wohl sorgt er noch für uns, aber wir können ihn nicht mehr sehen.»

Das religiöse Fühlen

Nur aus dieser Lebensverbindung erklärt sich auch der gute und schlimme Einfluß der Ahnen und der Menschen untereinander. Wer glaubt, die Schwarzen brauchen magische Worte und Riten, um höhere Mächte in ihren Dienst zu zwingen (Magie), versteht sie völlig falsch. Zeichen, Worte und Handlungen sind nur Leiter der Lebenskraft, die von Geschöpf zu Geschöpf strömt. Es ist auch nicht so, daß der Schwarze zeitweise sehr schlaue überlegt, wenn er zum Beispiel eine Falle stellt, und dann plötzlich wieder ganz irrational auf das Jagdglück und den Jagdgeist vertraut. Alles Tun hat für ihn eine äußere und eine innere Seite. Das Gelingen jeder Unternehmung hängt davon ab, ob sie äußerlich richtig getan und gleichzeitig innerlich von Segen oder Fluch begleitet ist. Dabei kommt alles darauf an, daß man nicht aus dem Stromkreis der positiven Lebenskräfte fällt. So erklärt sich auch das unerhörte Gemeinschaftsgefühl der schwarzen Menschen. In allem und über allem aber wirkt Imana, der alles weiß und lenkt, der eine Allmächtige, Allwissende, Ewige.

Das große Geheimnis des Christentums

Diese neue Begegnung mit dem Heidentum offenbarte den Missionaren eine neue Welt. In Ehrfurcht standen sie auf einmal vor einer seelischen Haltung, welche dem christlichen Glauben gegenüber weit offener ist als die der meisten europäischen Menschen. Kann man nicht in diesem innern ständigen Lebensbezug der schwarzen Menschen zu Imana eine Vorstufe jener Lebensgemeinschaft sehen, von der Paulus sagt: «Nicht ich lebe, sondern Christus in mir»? Muß nicht die christliche Erzählung vom Sündenfall den Barundi ganz vertraut vorkommen? Kann er nicht in Christus Imana erkennen, der wieder sichtbar unter uns erschienen ist, mit uns plaudert und unsere Kinder in seine Arme nimmt? Ohne weiteres versteht er, daß Adam als Urheber des Menschengeschlechtes auch eine Bedeutung hat für unser aller Schicksal und daß Abraham der Vater aller Gläubigen sein muß. Mehr als uns westlichen Menschen kommt die Muttergottes, welche ihr Kind wiegt, seinem Herzen nahe. Er erlebt die Kirche als unsere Mutter, die Taufe als neue Geburt, die Gnade als wachsende und abnehmende Lebenskraft, die

Kommunion als Lebensverbindung untereinander und mit Gott. All das entspricht den tiefsten Lebenserfahrungen seines Alltags. Darüber hinaus aber erhellt das Christentum das graue Dunkel seiner jenseitigen Schattenwelt. Es erlöst ihn aus der Angst der ungewollten Sünde und bannt den Einfluß der bösen Geister und der Toten. Die große Gemeinschaft der Heiligen über Raum und Zeit bis hinein in die Ewigkeit erfüllt ihn mit innerm Jubel.

Missionierung

Es verstrich aber eine sehr lange Zeit, bis diese Begegnung des Christentums mit der afrikanischen Seele zustande kam. Die ersten Missionare versuchten von 1879 bis 1891 sich in Burundi niederzulassen. Ihr ganzer Aufenthalt war eine Kette von Enttäuschungen. Sie verstanden die Sprache der Einheimischen zuwenig und fanden den Kontakt mit der Bevölkerung nicht. Hunger, Krankheit, Verfolgungen waren ihr Los. Nach zwölf Jahren zählten sie etwa 50 Getaufte und 100 Katechumenen, meistens verlassene Kinder. Ihr einziger Trost war, daß sie gebetet, gelitten und Tausende von Kranken gepflegt und geheilt hatten. Aber auch unter den deutschen Kolonisatoren ging die Arbeit sehr mühsam voran. In dreißig weiteren Jahren vermochten sie bloß unter dem einfachen Volke einige tausend Gläubige zu gewinnen. Praktisch alle einheimischen Chefs, wie auch die Kolonialregierung, verhielten sich den Missionen gegenüber kühl bis ablehnend. Nach dem Ersten Weltkrieg endlich vollzog sich die große Wende. Es war, als ob ein ganzes Volk sich aufmachte, um Christus entgegenzugehen. Tausende von Menschen wanderten über alle Hügel zu den Missionsstationen, um sich unterrichten und taufen zu lassen. Der erste Bischof von Burundi, Msgr. Gorju, hatte 1922 etwa 5000 Christen angetreten und übergab 1937 seinem Nachfolger 250000 Getaufte und 80000 Katechumenen. Die meisten Chefs und Unterchefs wurden christlich. 1928 vertraute die belgische Regierung der Kirche das gesamte Schulwesen an. In keinem größern Lande Afrikas ist die Saat des Christentums, gleichsam über Nacht, so gewaltig aufgebrochen wie in Burundi. Natürlich fehlt es überall an Priestern, Katechisten und Lehrern, um diese ungeheure Aufgabe zu bewältigen. Ständen genügend Priester und Lehrer zur Verfügung, so könnte Burundi in den

nächsten zwei Jahrzehnten ein ganz christliches Land im Herzen Afrikas werden. Heute aber stehen in einer einzigen Pfarrei, wie etwa Bukeye, drei Priester 40000 praktizierenden, getauften Christen gegenüber, die dazu über alle Hügel hin verstreut sind. Mehr als die Hälfte der christlichen Kinder können noch nicht zur Schule gehen, weil es an Lehrern fehlt.

Auf der andern Seite sind wir überzeugt, daß Burundi nicht nur *unserer* Hilfe bedarf. Es wird der Tag kommen, wo unsere europäischen Völker und die ganze Welt die Hilfe der afrikanischen Nationen erfahren darf. Das Abendland und die ganze Welt der hochentwickelten Tech-



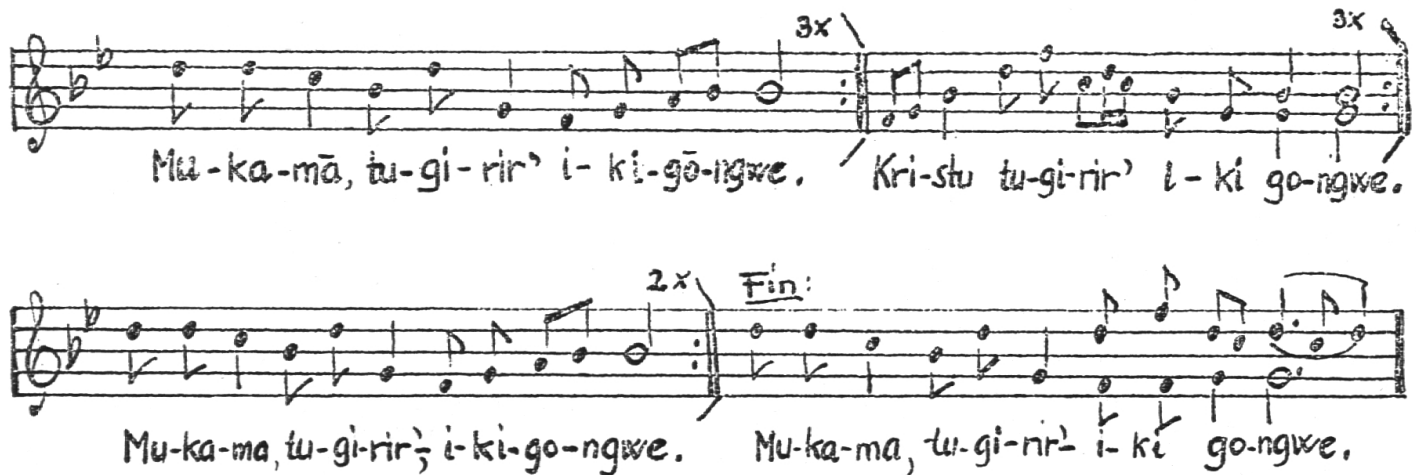
Tänzer bezeugt dem König seine Treue.

nik braucht ebenso dringend etwas von der menschlichen Innerlichkeit und dem tiefen Gemeinschaftserlebnis des afrikanischen Menschen, als die Entwicklungsvölker einen gewissen äußern Fortschritt nötig haben. Ein Weltfrieden ist undenkbar ohne die innerste Begegnung von Seele zu Seele, ohne Loslösung aus der Hast des Alltags, ohne innern Einklang mit allen Dingen, ohne das Erlebnis der großen Gemeinschaft, welche uns alle verbindet und eint.

(Zu diesem Thema kann ein Tonband alter Gesänge und Tänze aus Rwanda-Burundi ausgeliehen werden.)

V. Wir singen das Kyrie und Agnus Dei aus der Imisa Ndundi

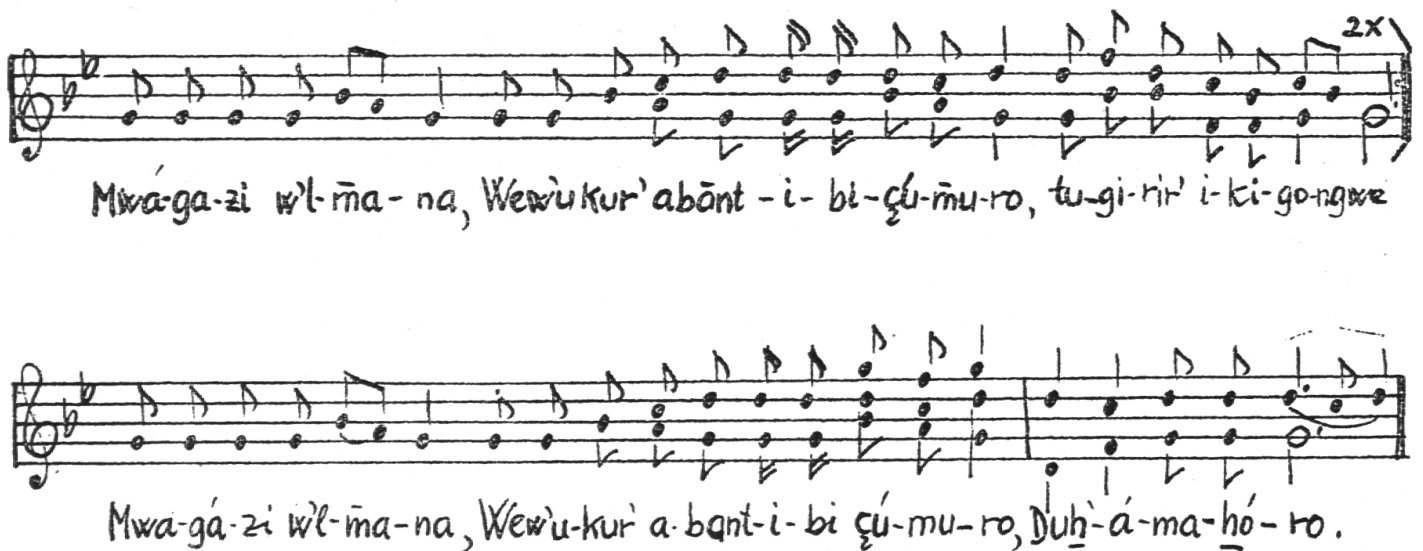
Kyrie IMISA NDUNDI



Mu-ka-mā, tu-gi-rir' i-ki-gō-ngwe. Kri-stu tu-gi-rir' i-ki go-ngwe.

Mu-ka-ma, tu-gi-rir' i-ki-go-ngwe. Mu-ka-ma, tu-gi-rir' i-ki go-ngwe.

Agnus Dei



Mwa-ga-zi w'l-mā-na, Wewukur' abōnt - i- bi-čú-mu-ro, tu-gi-rir' i-ki-go-ngwe

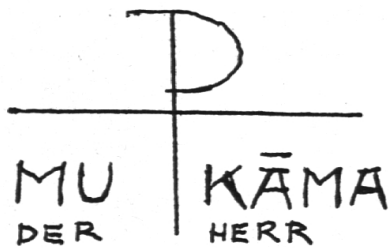
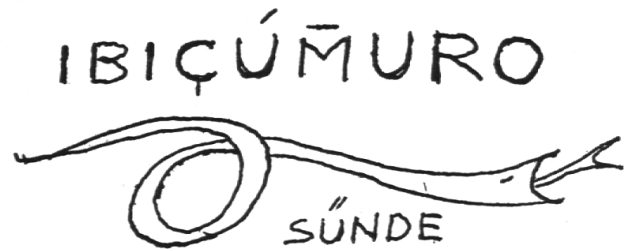
Mwa-ga-zi w'l-mā-na, Wewu-kur' a-bant-i-bi čú-mu-ro, Duh'-á-ma-hó-ro.

Kyrie

Mukaṁā, tugirir'ikigōngwe
Kristu, tugirir'ikigōngwe
Mukaṁā, tugirir'ikigōngwe

Agnus Dei

Mwágazi w'lmana wewukúr'abant-
ibíčúmuro tugirir'ikigōngwe
Duh'ámahóro.



TÚGIRIRE
DÚHE
UKÚRE
ABĀNT

Habe für uns!
Gib uns!
Du nimmst uns weg
Menschen

Kirundi ist die Sprache der Burundi (Leute von Urundi), eine Bantusprache, die schon vor der Kolonisation dem ganzen Lande gemeinsam war. Darum fand das Swahili, die künstlich verbreitete Sprache Ostafrikas, in Burundi nie Eingang. Die Aussprache ist von der unsern nicht sehr verschieden. Ein Strich über einem Buchstaben deutet uns die Verdoppelung an. Der Strich unter dem H will sagen, daß es wie gehauchtes ch gesprochen wird. C mit dem Strichlein = wie tsch.

VI. Das Paradies liegt in der Nähe von Burundi

Bei den Hirten und wilden Tieren in Ostafrika

«Das Paradies der Bibel war kein bestimmter Ort auf Erden. Es ist ein Symbol der innern Harmonie des Menschen mit Gott, mit sich selbst und mit der Natur», so lernten wir in der Schule. Seit ich die endlosen Steppen Ostafrikas erlebt habe, weiß ich, daß es das Paradies heute noch gibt. Unweit Burundi liegen die großen Reserven des Albert-Parks, der Serengeti-Ebene und des Lake Manyara. Wer sie betritt, durchfährt mit dem Auto tagelang eine Traumwelt ganz eigener Art. Dort leben noch heute Herden von Zehntausenden wilder Tiere in einem unvorstell-

baren Frieden. Seit Jahrzehnten fällt nie mehr ein Schuß, kein Wilderer spannt seinen Bogen, kein Tier wird gejagt, und siehe, die Natur kehrt in einen Zustand tiefen Friedens zurück. Zwischen wilden Büffeln gehen Massai-Hirten ruhig ihres Weges, Kinder spielen zwischen gackern-den Hühnern vor den Hütten, und das Nashorn liegt träge in der Sonne. Weidende Gnus und Zebraerden kümmern sich um den Fotojäger nicht mehr als unsere Kühe auf den Alpen. Giraffen und Strauße schauen unbeweglich und hochaufgerichtet herüber. Nur die leichtfüßigen Gazellen stieben elegant auseinander, wenn man ihnen zu nahe kommt. Selbst die Löwen bringen keine Unruhe in das Bild. Müde räkeln sie sich in der Sonne und lecken zärtlich ihre Jungen. Nichts vom Grimme der gefangenen Raubtiere hinter Gitterstäben ist an ihnen zu spüren, und jedes Tier der Steppe weiß, wann der Herr der Wüste gesättigt und wann er beutegierig ist. Auch das berühmte Rhinoceros erscheint bei näherem Zusehen als äußerst gutmütiger Geselle, der mit seinem zahnlosen Mund das Gras rauft und nur im Schrecken blind drauflos rennt, weil es wirklich fast nichts sieht. Ebenso sind Elefanten in Gruppen oder Flußpferde ungefährlich, wenn sie nicht gereizt werden und zu Verteidigungsangriffen übergehen. Nur im Wasser lauende Krokodile werden auch dem Menschen gefährlich, der sich ahnungslos der Tränke nähert. Aber im ganzen gesehen ist doch der jagende Mensch der Schrecken der Tiere. Er macht sie scheu und böse. In der freien Natur bewegen sich verhältnismäßig wenig Raubtiere, zwischen unübersehbaren Herden friedlicher Pflanzenfresser, und finden es nicht einmal leicht, ihre Beute zu erjagen. Am frechsten sind wohl doch noch die Affen, deren man sich kaum erwehren kann, wenn sie einmal aufdringlich geworden sind. (Serie II, die schönsten Lichtbilder aus der freien Wildbahn und dem Leben der Massai-Hirten, gibt herrliche Anregung zum Zeichnen, Malen und Modellieren.)

VII. Weißer Mann, was hast du getan?

Man darf auf keinen Fall dem weißen Mann die Schuld an allen Schwierigkeiten der heutigen Entwicklungsvölker zuschieben. Sicher gab es gute und schlimme Kolonisatoren, aber keiner hatte es leicht, einen guten Kontakt mit den Ein-

heimischen zu finden. Wer das Kapitel über die Lebensgemeinschaften aufmerksam gelesen hat, begreift sogleich, daß der weiße Mann nicht zur Gemeinschaft der Schwarzen gehört, einfach deshalb schon, weil er ein Weißer ist. Es gibt für den Mann aus Burundi *drei Gemeinschaften*, die wirklich innerlich verbinden: Der Stamm mit demselben Totem und dem gleichen Stammvater, die Blutsverwandtschaft in der Familie und die Gemeinschaft derer, die im gleichen Kral geboren sind. Dazu kommt noch die *Blutsbruderschaft*, jener die <voneinander getrunken haben>. Nur in diesen Kreisen besteht die Gewißheit intimer persönlicher Bruderschaft, und davon ist der weiße Mann rein gefühlsmäßig ausgeschlossen. Er müßte denn in den Klan hinein heiraten oder in einer Negerhütte geboren sein.

Auch erschien dem schwarzen Mann der Weiße von Anfang an als ein Wesen mit höherer Lebenskraft. Das konnte man sehen an der Wirkung seiner Waffen, an seiner Arbeitskraft und seinem Erfolg im Bebauen der Felder wie an der Wirksamkeit seiner Heilmittel. Daraus folgt für den Schwarzen unfehlbar ein Gefühl der Minderwertigkeit, eine eigentümliche Angst, die uns immer wieder als scheue Unterwürfigkeit, rührende Hilflosigkeit und unerwartet aufsteigende Befremdung und Verslossenheit aus den Augen der Einheimischen entgegentritt. Frägt man die alten Männer in Burundi nach den ersten Kolonisatoren, so kann einem eine geheime Bewunderung nicht entgehen. Die Deutschen stehen als harte, strenge, unerschrockene Männer in ihrer Erinnerung. Sie wurden gefürchtet, aber bewundert, zuweilen fast als höhere Wesen verehrt. Für den weißen Mann war es jedenfalls nicht leicht, sich der Versuchung zu erwehren, diese Angst, Verehrung und Unterwürfigkeit für sich auszunützen. Ob er wollte oder nicht, der Schwarze sah in ihm den Herrn, von dessen Gnade oder Ungnade er vollständig abhängig war, und manche haben dieses Herrentum auch schändlich ausgenützt.

Die belgische Kolonisation

Aber selbst wenn der weiße Mann brüderlich zu sein versuchte, fand er den Kontakt nicht so leicht. Die Belgier, welche nach dem Weltkrieg das Mandat über Burundi ausübten, leben in der Erinnerung der Einheimischen eher als <gewöhnliche Leute>. Sie haben zweifellos für das Volk



Kinderarbeit in einer Kaffeefabrik.

sehr viel getan. Wenn man durch das Land geht, sieht man kaum große Farmen, in denen die Schwarzen als Hilfsarbeiter ausgenützt werden. Fast überall sitzen die Einheimischen auf ihrem eigenen Boden. Die vielen Sümpfe und die große Ebene zwischen dem Tanganjika- und Kiwusee wurden für die Einheimischen systematisch trainiert, mit Straßen und Wasserleitungen durchzogen und in kleine Besitzungen aufgeteilt, wo jede Familie auf eigenem Grunde von zehn bis vierzig Aren einen Bananenhain und acht Wechselfelder erhielt, die sie nach einem Turnus mit Baumwolle, Manjok, Mais, Bohnen und Erdnüssen bepflanzen und die überschüssige Ernte an einer Sammelstelle verkaufen können. Dennoch wird die Tätigkeit der belgischen Kolonisatoren nicht von allen entsprechend geschätzt. War es nur, weil viele Einheimische zu allem Neuen gezwungen werden mußten? Oder brachte vielleicht der weiße Mann die Geduld nicht auf, dem Schwarzen die Arbeitsfreude, den Arbeitsstolz allmählich einzuflößen? Wir Menschen der Technik und der Tat wollen rasch ein Resultat sehen. Der schwarze Mensch will zuerst ein persönliches Verhältnis gewinnen und sich nicht nur von der Güte der Sache überzeugen,

sondern auch die Gewißheit, daß sein Partner es gut mit ihm meint und er ihm durch seinen Einsatz eine Freude erweisen kann. Ein weiser Tutsi sagte mir einmal fast sprichwortartig: «Wissen Sie, ein kleines Geschenk, das von Herzen kommt, ist groß, und ein großes, das nicht von Herzen kommt, ist nichts.»

Trugbild und Entwurzelung

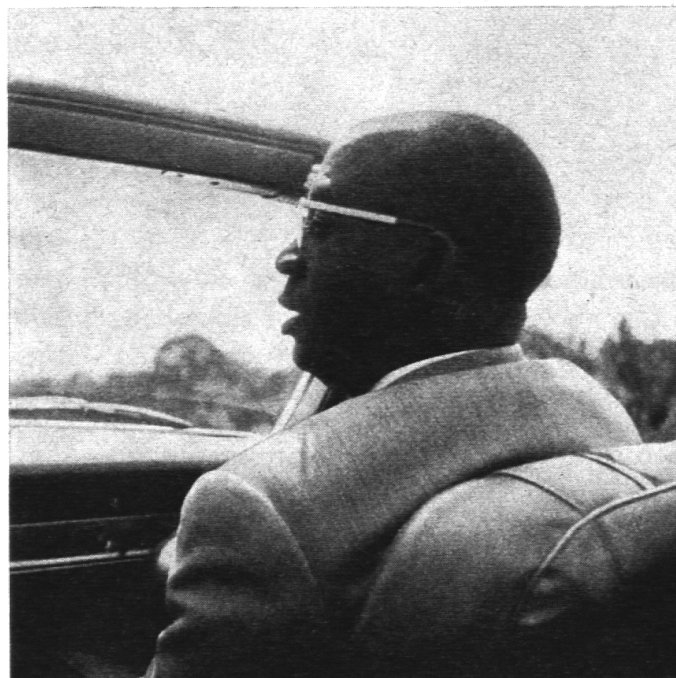
Dazu kommt schließlich das Trugbild eines höheren Lebens, das der weiße Mann dem schwarzen wie eine Fata Morgana vor die Augen gezaubert hat. Verglichen mit der Hütte des Burundi-Mannes ist auch die einfachste Villa des Weißen unvorstellbar schön, im Glanze ihrer Spiegel und Lichter. Mit großen Augen staunen die schwarzen Buben durch das Gitter vor dem Klubhaus des weißen Mannes, riechen die duftenden Speisen, hören fremde Musik, sehen das Blitzen der Brillanten und die seidenen Kleider der Damen und den perlenden Wein, der vom schwarzen Boy in funkelnde Gläser gegossen wird. Während er selber barfuß unter der sengenden Sonne seine schwere Last der Straße entlang trägt, fährt der Weiße im spiegelnenden Auto an ihm vorüber.

Dieses Traumbild erfüllt besonders die jungen Herzen mit einer unstillbaren, brennenden Sehnsucht, einem tiefbohrenden Neid und vielleicht mit einem ohnmächtigen Hasse wegen seiner Unerreichbarkeit. Unzählige Schwarze hat dieses Trugbild vom Lande weg in die Stadt gezogen. Da standen sie unvermittelt, herausgerissen aus der bergenden Gemeinschaft der Großfamilie, allein auf der Straße, suchten irgendeine Arbeit, die ihnen im Tage nicht so viel einbrachte, daß sie damit eine Flasche Bier kaufen konnten, fanden keine Unterkunft oder wurden in einer Blechhütte mit einem Dutzend völlig unbekannter Menschen zusammengepfercht. Gewiß, die heimatliche Hütte war auch nicht komfortabel, aber vor der Türe breitete sich der vertraute Hügel, und alle Menschen waren ihm innerlich verbunden. Mit dieser Entwurzelung verloren die meisten auch ihren ethischen Halt. Recht und Glauben sind ja für den Naturmenschen kein abstraktes, allgemeingültiges Gesetz. Sie werden gefordert von der Gemeinschaft, der man innerlich verbunden ist. Das Vertrauensverhältnis bewirkt, daß man nicht lügt. Man stiehlt nicht, weil man der Gemeinschaft schadet, der alles gehört. Aber wem konnte man sich hier, in den Slums der Vorstädte, innerlich verbunden fühlen? So zerbrachen für die meisten auch alle Schranken der Ehre. Lüge, Diebstahl, Einbruch, Vergewaltigung waren die naheliegendsten Mittel, sich irgendwie durchzusetzen. Was hatte es schon zu bedeuten, wenn man ins Gefängnis kam: endlich wieder einmal ein Dach über dem Kopfe und eine sichere, tägliche Mahlzeit. Am meisten litt unter dieser Entwurzelung wohl die Jugend. Viele junge Menschen mußten ihre Familien verlassen, um etwas lernen zu können. In der Schule sahen sie den Zauberschlüssel zur Welt der Reichen. Aber die meisten mußten sich nun ihren Lebensunterhalt und das Schulgeld selber verdienen, erbetteln oder zusammenstehlen. Es gibt in Afrika Städte, wo mehr als die Hälfte aller Kinder nicht bei ihren Eltern wohnen. Kein Wunder, daß sie verwahrlosen. In Südafrika beträgt der Anteil der Jugendlichen und Kinder an den Einbrüchen 86 Prozent, davon 48 Prozent Mädchen und 38 Prozent Knaben. Besonders tief ist das Ressentiment jener Kinder, welche ihr Ziel, eine Bürostelle oder einen Verwaltungsberuf, nicht erreicht haben. Sie fühlen sich vielfach zutiefst betrogen und tragen eine unheilbare Bitterkeit in sich. Unter den Rebellen des Kongo, die

gegen die Missionare wüteten, standen oft in vorderster Reihe auf der Strecke gebliebene ehemalige Schüler.

Soziale Lage seit der Unabhängigkeit

Aber immer noch steht, trotz aller Not und Enttäuschung, das Wunschbild des europäischen Lebens vor ihren Augen. Besonders seit den Tagen der Unabhängigkeit hat die Möglichkeit, emporzukommen, die Jugend mit neuer Faszination überfallen. Schwarze, die gestern noch mit ihnen außerhalb des Gitters standen, sitzen nun im Klubhaus, fahren den Mercedes und bewohnen die ehemaligen Villen der Weißen. Kein Wunder, wenn sie am Ziel ihrer Wünsche nun auch



Der Gouverneur von Katangor in seinem Staatswagen.

die Herren spielen. Lange genug haben ihnen die Europäer dieses Traumbild vorgegaukelt. Lange genug hat ihr Herz sich darnach verzehrt. In den meisten selbständig gewordenen Staaten ist darum der Unterschied zwischen den Emporgekommenen und dem Volke größer als zur Zeit des Kolonialismus. Ein Arbeiter verdient in Burundi 800 Franken im Monat, ein Beamter in einem Staatsbüro 12 000 Franken. Ein erbitterter Kampf um die Staatsstellen spielt sich auf dem Rücken des Volkes ab, und die Agenten des Klassenhasses haben leichtes Spiel. Auf der einen Seite feuern sie den Wettlauf der Parteien um die Staatsstellen an, auf der andern Seite schüren sie

den Haß des Volkes gegen die Emporkömmlinge, um schließlich bei einer Revolution die Macht zu ergreifen.

Heutige Aufgabe

Alles kommt jetzt darauf an, ob es gelingt, der großen Masse des Volkes in nützlicher Frist das Bild einer afrikanischen Kultur zu vermitteln, welche dem ganzen Volke zugänglich ist und für die sich jeder auf seinem Platze einsetzen muß. Das ist nur durch eine Schulung auf breitester Ebene möglich. Ein Volk mit so prachtvollen Anlagen, im Grunde gesund und tief menschlich, mit einer Seele, die dem Christentum weit offen steht, kann für einen guten Weg gewonnen werden. Es ist aber zutiefst bedroht durch den abrupten Übergang von einem reinen Landleben ohne Dorfkultur zur anonymen Masse in der Stadt, durch den Gegensatz einer schmalen Oberschicht, die ein europäisches Herrentum unglücklich nachahmt, und einem wachsenden Proletariat in der Hauptstadt, das den Keim zu einer Revolution in sich trägt. Die chinesischen Kommunisten haben die Situation sofort erkannt und möchten Burundi zu einem Zentrum ihrer Agitation machen. Liegt es nicht an uns, diesem Brudervolk im Herzen Afrikas zu Hilfe zu kommen und nach Kräften beizutragen, daß es ein glückliches Vorbild für die übrigen Völker Afrikas werde.

VIII. Ideen zur Lehrerbildung in Burundi

Als ich im vergangenen Sommer den Boden von Burundi betrat, wollte ich einzig das Land und seine Verhältnisse kennenlernen und den ersten Baustein unserer Seminaristen, nämlich 1000 Dollar, dem Bischof von Bujumbura überbringen. Doch schon nach kurzen Gesprächen mit den verantwortlichen Fachleuten fesselte mich das Problem einer zeitgemäßen Lehrerbildung für Afrika. Der wechselseitige Dialog wurde immer packender, und schließlich mußte ich versprechen, einen Entwurf meiner Gedanken zur Lehrerbildung für Bujumbura vorzulegen. In der Tat, heute, wo Hunderte von Experten der Unesco Afrika durchreisen und die Agenten verschiedenster Weltanschauungen nicht nur Geld anbieten, sondern ihre Ideen an den Mann zu bringen versuchen, sollte auch zwischen uns



Delegierte an der Panafrikanischen Konferenz für katholische Schulfragen.

Katholiken an erster Stelle ein geistiger Gedankenaustausch stehen. Wie schwer fällt es doch den afrikanischen Schulleuten oft, mitten im Ansturm unübersehbarer Aufgaben die nötige Distanz und Ruhe zu finden, um die Probleme von einer ganz neuen Seite her zu betrachten. Wie gut tut es umgekehrt einem Europäer, sich einmal in ganz andere Verhältnisse hineindenken zu müssen. So möchte ich hier das erste Ergebnis meiner Überlegungen in ein kurzes Exposé zusammenfassen.

1. Das Fundament

Vor allem, scheint mir, muß eine neue Basis der Gemeinschaft gelegt werden, welche die Kluft zwischen der Welt des schwarzen und des weißen Menschen überbrückt und ihm erlaubt, aus dem intimen Kreis der Familie ohne Entwurzelung in eine größere Gemeinschaft hinüber zu treten. Diese Basis kann für den schwarzen Menschen nicht in einem unpersönlichen System westlicher Demokratie oder technischer Organisation liegen. Sie muß im Innersten des Menschen, im Bereich seiner Lebenskraft gründen. Ich sehe keine andere Lösung als das Fundament der christlichen Lebensgemeinschaft. Durch die Taufe sind wir ja im vollen Sinne des Wortes in eine neue Familie hineingeboren. Die Eucharistie bildet die innigste Blutsbruderschaft, in der wir durch gemeinsamen Genuß des Leibes und

Blutes Christi miteinander kommunizieren. Christus unser Herr, der unmittelbar vor der Einsetzung dieses Sakramentes seine Kleider auszog und sich vor seinen Jüngern wie ein Sklave niederkniete, um ihnen als Herr zu dienen, zeigt uns den einzigen Weg der Überwindung des scheinbaren Wertgefälles zwischen den Rassen.

2. Die Wahl der Kandidaten

Darum scheint es uns wichtig zu sein, daß ein katholisches Lehrerseminar eines Entwicklungslandes für einen künftigen Erzieher in erster Linie die religiöse Verwurzelung im Leben seiner Pfarrei voraussetzt. Pfarrer und Lehrer sollen ebenso, wie für Priesternachwuchs, auch für das Lehrerseminar nach jungen Menschen Ausschau halten, welche diesen Beruf als eine seelsorgende Aufgabe betrachten. Jedes Jahr müßte der Bischof in einem Hirtenschreiben oder der Pfarrer in einer Predigt auf das Berufsideal des christlichen Lehrers hinweisen. Im Erhebungsbogen an Pfarrer und Lehrer darf die Frage nicht übergangen werden, ob der Bewerber auch im Leben der Pfarrei oder in seiner Umgebung, sich für andere selbstlos einzusetzen bereit ist.

3. Christliche Lebensgemeinschaft

Ein katholisches Lehrerseminar darf keine Kaserne sein, in der neben systematischer Wissensvermittlung und strenger Massendisziplin auch noch obligatorisch gebetet wird. Sein innerster Kern muß eine lebendige, freie und persönliche Gemeinschaft des echten Dialogs und der freudig bejahten Mitverantwortung bilden, die vom kleinen, familienähnlichen Kreis her aufbauend, die Brücke zum selbstverantwortlichen, apostolischen Wirken in einer größeren Gemeinschaft schlägt. Ihr Kern ist das religiöse Leben: echtes, persönliches Gebet, geistliches Gespräch und freies Beten im kleinen Kreis, abwechselnde Meßfeiern in der Klassengemeinschaft mit einfacher Homilie in Gesprächsform, abwechselnd mit Gottesdiensten der ganzen Schüलगemeinschaft bis zur Teilnahme an der Eucharistiefeier der Pfarrei. Sie muß sich fortsetzen in einer gegliederten Lebensgemeinschaft während des Studiums und der Freizeit, wo, ebenfalls ausgehend von kleinen Gruppen, die Schüler ihr Leben weitgehend mitgestalten. In jedem Lebenskreis sind Verantwortliche zu wählen und zu be-

stimmen, welche sich in der heiligen Messe vor dem Altare verpflichten, ihr Amt im Gewissen vor Gott ernst zu nehmen. Mit ihnen besprechen die Internatsleiter alle Lebensprobleme in einer ernst-würdigen und doch brüderlichen Weise. Wie im Rate des Ingo, lernen die Jungen erst nach Überlegung zu sprechen, damit ihr Wort Gewicht bekomme, und auch den gerechten, mutigen und überlegten Vorschlag des andern zu würdigen. Dort lernen sie auch den Geist der Verantwortung, von dem alle demokratischen Formen getragen sein müssen.

Darüber hinaus muß der künftige Lehrer schon während seiner Ausbildung Aufgaben in einer größeren Gemeinschaft übernehmen, damit er die Probleme des Lebens seiner Umgebung mittragen und sich selbstlos für deren Lösung einsetzen lernt, so etwa durch die Leitung von Jugendgruppen, die Betreuung von Kindern, Familienbesuche, Erwachsenenbildungsabende, Arbeitsdienst in der Missionsstation oder in einer Pfarrei.

4. Neue Wege der Schulung

Der große Mangel an den primitivsten Hilfsmitteln verführt in den Entwicklungsländern leicht dazu, die Schule zu einer reinen Lern- und Drillanstalt zu machen. Es stehen ja kaum Wandtafeln und Hefte zur Verfügung. Doch sind die Natur und das Leben im allgemeinen näher zur Hand als in den entwickelten Ländern. Sand und Wasser, Holz und Steine, Pflanzen und Tiere sind die besten Anschauungsmittel. Überall erhebt sich die Forderung, daß die afrikanische Schule nicht bloß ein Importartikel Europas sein dürfe. Sie hat vom alltäglichen Leben auszugehen und ihm zu dienen. *Heimatkunde* muß also an erster Stelle stehen. Sie handelt vom Pflanzen und Bauen, von Tierzucht und Gesundheitslehre, von Erziehung, Familie und vom sozialen Leben der verschiedenen Gemeinschaften. Alles Dinge, die zugleich gelebt und praktiziert werden können. Auch die heimische Tradition muß eine stärkere Rolle spielen. Die *Muttersprache* mit ihrem herrlichen Reichtum, Singen und Tanzen, Theaterspielen, Malen und Formen, müssen ausgiebig gepflegt werden. Dabei kommt es nicht nur auf die Wiederbelebung des Alten, sondern vor allem auf *die Weckung der schöpferischen Kräfte* an. Sicher haben unsere ursprünglich lebenden und empfindenden Völker eine größere Fähig-

keit der Imagination und Intuition, sie müssen nur dazu angeregt und ermuntert werden. Nach der Seminarausbildung hängt viel davon ab, ob der junge Lehrer vom Pfarrer und der Gemeinde in eine wirklich *brüderliche, christliche Gemeinschaft* aufgenommen wird. Lehrer und Erzieher des Seminars versuchen mit den ehemaligen Schülern einen regen Kontakt aufrechtzuerhalten, sie gelegentlich zu besuchen und sie zu regelmäßigen Weiterbildungskursen ins Seminar einzuladen.

5. *Vision eines Seminarbaus für Bujumbura*

Aus diesen Grundforderungen ergibt sich etwa folgende Schau eines Seminarbaus: In der Mitte müßten die Zentren der religiösen und natürlichen Gemeinschaft stehen: Kapelle und Speisesaal. Zwischen beiden, wie in einem ostkirchlichen Kloster, der Weihbrunnen als Zeichen der Neugeburt durch die Taufe. Diesem Zentrum müssen sich auf der einen Seite die Arbeits- und Schlafräume der Seminaristen anschließen. Und zwar die Schlaf- und Wohnräume der Schüler in zweimal Vierergruppen, jede mit einem überdachten Vorraum und einem kleinen Garten, der von der Familiengruppe selbst gepflegt wird, und wo sie sich, wie vor der heimatlichen Hütte, miteinander besprechen. Aber auch die Professoren leben nicht nur in Einzelzimmern, sondern haben ihren Klubraum für menschliches Zusammensein, der so groß sein soll, daß er auch für die Besprechungen und gesellschaftlichen Zusammenkünfte mit der Schülervertretung dienen kann. Zwischen beiden liegen Aula und Bibliothek, der Lesesaal und der gemeinsame Studienhof. Die Schule selbst besteht auf der einen Seite aus den Klassenzimmern und Spezialräumen für naturwissenschaftlichen Unterricht, auf der andern Seite aus dem Zentrum für die praktische Tätigkeit. Räume für Musik und künstlerisches Gestalten, Ateliers für handwerkliche Übungen, Methodik mit einem Hof für das Gestalten in Sand und das Legen abschreitbarer geografischer und historischer Lernbilder. Die Spielplätze und Turnhalle können wegen der Störung in einiger Entfernung liegen. Sehr zu begrüßen ist die Verbindung des Lehrerseminars mit einer nahe gelegenen Vorstadtpfarrei, deren Schule zugleich als Übungsschule dienen kann. Dort lernen sie den ersten Schulalltag kennen, wachsen aber auch frühzeitig in die sozialen Pro-

bleme und Aufgaben einer Vorstadtseelsorge hinein.

Ein äußerst einfaches Landzentrum im Busch müßte den obern Klassen während einiger Monate an Ort und Stelle die Möglichkeit geben, sich in die Probleme des Landes einzuleben. Während der Zeit ihres Landaufenthaltes könnte dann eine Gruppe Ehemaliger ins Seminar zurückkehren, um dort ihre Erfahrungen auszutauschen und sich in neue Aspekte einführen zu lassen.

So könnte wohl eine katholische Schule einen eigenständigen und überzeugenden Beitrag zum nationalen Schulsystem liefern, der auch von den andern nicht als eine unnötige Doppelspurigkeit, sondern als wesentliche Bereicherung empfunden werden müßte.

IX. Zwei Schweizer Brüder bauen für die Diözese Bujumbura

Manche Leser haben sich wohl schon längst gefragt, wie in aller Welt ein so großes Programm mit einer halben Million verwirklicht werden kann. Bei uns wäre das natürlich unmöglich. Aber die Bedingungen in Afrika sind doch recht verschieden. Einmal ist der Boden gratis und steht in Fülle zur Verfügung. Die Bauten werden im allgemeinen einstöckig und ohne Keller errichtet. Der Eingeborene arbeitet zu bescheidenen Löhnen, und die Patres besitzen ihre eigenen Bauzeichner, Architekten und Bauführer. Die zwei bedeutendsten unter ihnen sind außerdem Schweizer.

Bruder *Alban Büchi* aus Unterehrendingen bei Baden steht seit Ostern 1930 im Dienste der Weißen Väter und hat schon eine ganze Reihe von Bauten in Nordafrika, Algerien, Tunesien, der Sahara, in Nyassaland, Kigoma und Burundi errichtet.

Bruder *Engelhelm Supersaxo* stammt aus einer tüchtigen Bergführerfamilie in Saas-Fee. Mit 22 Jahren errang er das Diplom als Bergführer. Eine erfolgreiche Zeit begann. Wie er dazu kam, in einen Missionsorden einzutreten, schilderte er mir selbst:

«Als junger Bergführer verschwand ich eines frühen Morgens einfach und ganz unerwartet aus

unserm Dorf, und fort ging's nach dem Elsaß ins Missionshaus. Wie ich mich dazu entschlossen habe, kann ich heute noch nicht recht erklären. Mir kam es so fast wie ein Bubenstreich vor. Vielleicht hat mich Gott von meiner schwachen Seite gepackt, denn ich fühlte große Sehnsucht nach der Jagd, von der mir ein Pater fast unwahrscheinliche Dinge erzählt hatte, zum Beispiel wie er eben noch Zeit hatte, einem Leoparden das Gewehrrohr in den Rachen zu stoßen und abzu drücken. Allerdings habe ich später in der Mission wenig Lust und Zeit mehr zur Jagd empfunden. Erst im Kloster lernte ich dann meinen Beruf kennen und schätzen. Ich fühlte mich umgekehrt wie eine Tasche. Ich kann ehrlich sagen, daß ich seither noch keinen Tag erlebt habe, an dem ich diesen fast unbesonnenen Schritt bereut hätte. So lebe ich schon 33 volle Jahre meinem Beruf als Missionsbruder, vollständig glücklich und nichts anderes wünschend. Natürlich ging es nicht ohne große Opfer. Am schwierigsten fiel mir wohl das Fernsein von meinen lieben Bergen. Das kann wohl nur ein wahres Bergkind begreifen und fühlen. Nach acht Monaten Probezeit konnte ich schon übers Meer nach Nordafrika, nach Algerien, ziehen. In Thibar lernten die Jungbrüder während zwei bis drei Jahren die verschiedenen Handwerke. Während aber die andern ihren Weg nach Innerafrika einschlugen, wurde ich zum Leiter sämtlicher Werkstätten ernannt. So ehrenvoll dieses Amt war, durfte ich doch an der Ausbildung meiner Mitbrüder wirken, drängte es mich immer nach dem Herzen Afrikas, und jedesmal, wenn eine frohe Gruppe Missionsbrüder dahin zog, war mir schwer zumute. Endlich, nach zehn Jahren, erfüllten meine Obern den Herzenswunsch und sandten mich nach der schönsten Mission, die wir haben, nach Burundi. Nach meiner Ankunft sagte mir der Generalökonom: «Sie sind für den Bau der Kirche von Ruganza ernannt.» Drei Tage darauf, am 1. August, begann ich mit dem Bau der Kirche, ohne die Sprache der Eingeborenen zu kennen. Während vier Tagen half mir zwar der Pater Obere, ein Unterwalliser, dann sagte er: «Nun kannst du allein schwimmen.» Seither baue ich pausenlos für die Mission, manchmal auf mehreren Plätzen zugleich, manchmal zehn bis zwanzig in einem Jahr, kleine und große, ganz einfache wie auch hoch komplizierte, gerade wie die Mission sie braucht. Im Durchschnitt beschäftige ich 200 bis 600 Arbeiter. Dabei lagen

wir zeitweise in einem eigentlichen Wettrennen mit unsern Gegnern. Nach dem Zweiten Weltkrieg griff nämlich eine liberal-sozialistische Bewegung auch auf Belgien über, welche die christlichen Schulen durch religionslosen Unterricht ersetzen wollte. Sie plante auch in Bujumbura ein sogenanntes Athenäum, eine Mittelschule. Wir mußten ihnen zuvorkommen. Zusammen mit dem belgischen Gouverneur planten wir eine Mittelschule für 180 Millionen belgischer Franken. Sie sollte nicht nur das modernste und schönste Gebäude weitherum in Afrika werden, sondern als eine der ersten Schulen Weißen und Neger offen stehen. Wir vollendeten sie zwei Jahre vor dem laizistischen Athenäum, das dann an Schülern noch aufnehmen konnte, was bei uns keinen Platz mehr fand.»

Ich habe Bruder Supersaxo persönlich kennengelernt. Wer diesen äußerst bescheidenen Mann mit freundlicher Ruhe und Überlegenheit gleichzeitig auf mehreren Bauplätzen Hunderte von schwarzen Arbeitern beschäftigen sieht, kann ihn nur bewundern. Ihm möchten wir gerne den Bau des neuen Lehrerseminars von Bujumbura anvertrauen.

